



Abend:

Zeitung.

167.

Freitag, am 13. Juli 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Heil.)

Stilleben.

(Fortsetzung.)

VI.

S... den 12. Juni.

Ich habe so eben eine recht eigentliche Stilleben-Freude gehabt, mit welcher ich meinen Spruch anheben muß. Als ich aus dem Schlafzimmer in mein Studierzimmer trete, prangen auf dem Arbeitstische zwei solche Lampen, wie ich Dir in meinem neulichen Briefe beschrieben habe. Nur ist der Fond nicht grün, sondern azurblau, und das Blattwerk noch viel reicher vergoldet. Sie sind höchst wahrscheinlich ein Geschenk der Gräfin, gegen welche ich die Form und Höhe dieser Lampen schon gelobt hatte, und die sich mit meiner Tochter verständigt haben wird: Bestimmtes soll ich nicht darüber erfahren. Gewiß ist nur, daß die wunderschönen Lampen da sind, und mein Stilleben verzieren; mir kann nichts Angenehmeres widerfahren. Das ist nun so eine reine, unschuldige, aus dem lautesten Quell aufrichtiger Anhänglichkeit herrührende Freude, gegen welche die Schicksalsbehörde nichts Wesentliches einzuwenden hat, weil ihr die Sache zu unbedeutend vorkommt. Streckt man sich weiter, so weiß sie einen schon zu fassen. Ich mag auch im letztern Sinne gar nichts mehr mit ihr zu thun haben; — die Lampen aber stehen, wie gesagt, da.

Bei der letzten Plauderei zu P... dorf,*) auf welche ich versprochnermassen nunmehr zurückkomme, au-

*) Vergleiche den Schluß des vorigen Briefes.

Die Redaction.

ferte die Gräfin einen sinnreichen Gedanken, der mir seitdem beständig im Geiste gelegen hat, und über den ich mich ausführlich mit Dir unterhalten muß. „Mir wird es,“ sagte sie, „beim Anblicke des Mondes und dem dadurch hervorgerufenen Nachdenken über seine Natur und Beschaffenheit immer wahrscheinlicher, daß dieses Gestirn in seiner Kleinheit und besonders aber deswegen zum Aufenthalte sehr vervollkommneter Wesen eingerichtet sey. Das Vollkommnere kann schon in Absicht dieser seiner Qualität, nur in geringerer Zahl vorhanden seyn, und es scheint also, als wenn sich die Vorsehung bei der Unterbringung desselben, wenn ich mich jenes Ausdrucks bedienen darf, auf die kleinern Weltkörper habe beschränken müssen, um nicht gegen ihr großes Gesetz der möglichsten Raumbenutzung zu verstößen.*) Nun ist der Mond viel kleiner, als die Erde: seine ganze Oberfläche wird höchstens der Oberfläche Amerika's gleichkommen; und schon dieß spricht sehr für meine Ansicht.**) Hiermit vereinigen sich aber noch viele andere Umstände. Zunächst sind Luft und Wasser, oder wie man diejenigen Stoffe sonst nennen mag, welche die Stelle dieser beiden irdischen Elemente auf dem Monde vertreten, daselbst

*) Wir empfehlen unsern Lesern diese neue, schöne und scharfsinnige Schlußfolge der Gräfin zur sorgfältigsten Beachtung.

Die Redaction.

**) Bei einer kürzlichen Anwesenheit zu Berlin hab' ich, zu meiner freudigen Ueberraschung, aus dem Munde des bekannten trefflichen Mondtopographen Mädler Aeußerungen gehört, welche viel Aehnliches mit diesen Ansichten der Gräfin haben.

R.

viel feiner und ätherischer; alle Mondbeobachtungen bürgen für die Feinheit, Klarheit und Reinheit der Mondluft, — und das Mondwasser muß höchst ätherisch seyn, da es in seiner vollkommenen Durchsichtigkeit vom Fernrohre nicht einmal wahrgenommen wird. Ferner aber ist die Schwerkraft auf dem Monde viel geringer, als auf der Erde: statt daß freifallende Körper auf der Erde in der 1ten Secunde einen Raum von 15 Fuß durchlaufen, beträgt dieser Raum auf dem Monde wenig über 5 Fuß,*) dergestalt, daß die Bewegung daselbst überhaupt, namentlich die Bewegung bergan, ganz leicht: die Bewegung abwärts aber, z. B. der Sprung von einer Höhe, ziemlich gefahrlos seyn muß. Nun stelle ich mir vor, daß den also vollkommener gedachten Mondbewohnern der Lichtgenuß, die Einathmung des Sonnenlichtes, wenn ich so sagen darf, dessen sie bei wolkenlosem Mondhimmel in beständigem, reinem Glanze genießen, eine Art von Erfaß der Luft gewährt, die bei ihnen nur so dünn ist. Indem sie aber bei dem allmähligen Fortrücken in die Nachthälfte jenes Anblickes der Sonne beraubt werden würden, so gestattet ihnen die angegebene, große Leichtigkeit des Transportes, der abendwärts entweichenden Sonne immer zu folgen, und sie als immer im Gesicht zu behalten.**) Der Sonnentag, d. h. die Rückkehr der Sonne zu einer obern Culmination dauert auf dem Monde einen ganzen Monat, indem sich dieser Weltkörper, während er seinen Umlauf um die Erde vollendet, auch nur Einmal um seine Ase drehet; und der Mondbewohner würde also, um die Sonne, wenn sie heute z. B. in seinem Zenith stände, darin zu behalten, nur eine, gerade auch einen Monat dauernde Reise um den Mond zu machen haben, welches bei der angeführten Kleinheit dieses Weltkörpers und der Leichtigkeit der dortigen Fortbewegung nicht unausführbar erscheint. Dies sind — schloß die Gräfin — nur Andeutungen; aber sie befestigen in meiner Seele die Ahnung, daß es besonders auf den zum Aufenthalte für vollkommnere Wesen bestimmten Weltkörpern höhere Zustände und Lebenseinrichtungen giebt, von denen uns hienieden noch gar kein Begriff beivohnt; und ich finde in der Allmacht, Würde und Huld des Schöpfers eine vollkommene Garantie für die Realität dieser Ahnungen. Sie sehen —

*) Wenn diese Angaben nicht ganz gewiß seyn sollten, so habe ich doch am Vortrage dieser trefflichen Dame, selbst in den Zahlenangaben, Nichts ändern mögen.

Der Herausgeber.

**) Auch diese Idee der Gräfin äußert der Mondtopograph Mäbler.

Der Herausgeber.

schloß diese vortreffliche Dame mit großem Ernste — daß ich den Leichtsinne meiner Jugend in den Ansichten von diesen Dingen mit einem sehr consequenten Nachdenken darüber vertauscht habe.“ —

Denke, meine geliebte und verehrte Freundin, einmal recht genau über alle diese Andeutungen der Gräfin nach; ich habe dieselben im eigentlichen Sinne durchdacht. Wir guten Erdbewohner bilden uns immer ein, der Mond sey für uns, zur Erleuchtung unserer Nächte gemacht; es könnte leicht seyn, daß umgekehrt, die Erde zur Bequemlichkeit der nach der obigen Hypothese als so viel vollkommener anzunehmenden Seleniten da wäre, da bekannt ist, daß die Erde die Mondnächte viel heller erleuchtet, als der Mond die Erdnächte. Dieser Umstand würde sich mit dem größern Lichtbedürfnisse der Seleniten, wie es sich in der schönen Hypothese der Gräfin dargestellt zeigt, und somit dasselbe durch die Sonne allein nicht befriedigt wird, in einer vortrefflichen Uebereinstimmung finden. Alles Andere was sie anführt, ist astronomisch, wenigstens allgemein so richtig, daß es jedem Sternkundigen Ehre machen würde; das herrliche Endresultat aber, welches sie daraus zieht, und welches ich Dir da oben unterstrichen habe, ist ein mehr als astronomischer Aufschwung.

In der That, diese Ahnung planetarischer Existenzzustände und Lebensverhältnisse, von denen uns hienieden noch gar kein Begriff beivohnt, ist in immer weiterer Befestigung der daraus erwachsenden Zukunftshoffnungen der höchste Triumph der Religion, welche durch nichts mehr Standhaftigkeit erlangt, als durch eine sinnliche astronomische Beziehung. Die ideale Richtung unserer Erwartungen veranlaßt uns, ein Bild der Außerordentlichkeit von der Zukunft zu entwerfen; und wenn uns jene Ahnung Anweisung auf diese Außerordentlichkeit ertheilt, und uns die Astronomie zugleich die leuchtenden Bürgen dafür wenigstens dergestalt vorführt, daß am allgemeinen Daseyn des Festen nicht weiter gezweifelt werden kann, wiewohl der Einblick in das schmückende Detail noch nicht gestattet ist: so hat der Glaube kein Recht, weitere Garantien zu verlangen.

Du wirst mich auf diese Veranlassung vielleicht fragen, liebste Emilie, was die Gottheit für Gründe gehabt haben könne, einen solchen sinnlichen Einblick in das Detail eines andern planetarischen Verhältnisses noch auszuschließen, wiewohl eben dadurch jede Einwendung sogleich siegreich hätte niedergeschlagen werden können. Liebe Freundin, ich glaube, diesen Zweifel schon öfters berührt zu haben; aber um nochmals darauf zurückzukommen, würde sich unsere Zufriedenheit diesseits mit

einer solchen Detailkenntniß des Jenseits, vorausgesetzt, daß wir derselben mit unsern jetzigen geistigen und sinnlichen Vermögen fähig wären, auch wirklich vertragen? Ich wenigstens zweifle daran; die Vergünstigung dazu müßte als eine unzulässige, sinnliche Anticipation erscheinen. Schon wenn man einer Verbesserung im bestimmten, irdischen Leben mit Gewißheit entgegensteht, in der Erwartung aber eine längere Zeit schmachten soll, so wird man unzufrieden mit dem Gegenwärtigen, und genießt und cultivirt dasselbe in jener Erwartung nur mit halbem Herzen. Vollkommen so würde es sich aber mit dem ganzen Erdenleben verhalten, wenn das Folgeleben mit seinem größern Glanze immer recht deutlich herein schiene; wir würden die Erde mit ihren Ansprüchen und Genüssen vernachlässigen, und die Gegenwart über der Zukunft veräußern. Dem darf aber nicht also seyn. Alles soll seine Zeit haben.

Siehe, liebste Freundin, in diesen Ansichten und Meinungen von der richtigen Schätzung und dem Vollgenusse auch der Erde bestärkt mich der Glanz der prächtigen Junifonne, welche statt voreiliger Zukunftlichter eben unbeschreiblich reizend durch meine Salonfenster strahlt. Noch ist sie nicht sengend; — welche süße Lebensgluth bringt mit ihr in das Gemach! Die Blumen und Gewächse da an den Fenstern richten sich sichtbar kräftiger in diesem Lichtodem auf, und nicht weniger begierig saugen ihn meine Lungen ein. Ich kann das Wohlgefallen der Natur an ihrer eigenen Entwicklung wie es sich in diesem heiteren Lächeln der Sonne offenbart, heut' so recht beobachten, da mich eben Nichts, auch gar Nichts, im Stillleben stört. Die Reinen sind zur Wahrnehmung der Wirthschaftsangelegenheiten nach B . . . dorf, wohin ich gegen Abend nachfahre; nur der Gärtner und die Köchin halten mit mir Haus in meiner kleinen Villa, und ich werde zu Mittage mit meinem wackern Freunde S . . . allein speisen, welcher erst um die Essensstunde erscheint. Jene beiden Domestiken sind augenblicklich im Garten beschäftigt, und ich bin also vollkommen allein im Hause mit meinen Empfindungen, Meditationen, und mit den Gedanken an Dich, meine geliebte Freundin. Nichts stört mich, und die tiefste Stille ist um mich verbreitet; die Blumen buhlen lautlos mit den Sonnenstrahlen. In dieser Stille wohnt für mich eine gewisse Heiligkeit; und ich versichere Dich, daß ich selbst, wenn ich einmal durch das Zimmer gehe, so leicht wie möglich auftrete, um sie nicht zu unterbrechen. Gewiß ist sie vorzugsweise dazu gemacht, den Geist in den Stand zu setzen, sich der erhabensten Gedanken zu bemeistern; das Größte und Schönste wird meistens

in der Einsamkeit geboren; das Toben der Welt verträgt sich nicht mit ihr. Sie mag zwar zuweilen vom Lästern unterbrochen, aber sie darf nicht dadurch übertäubt werden.

Und doch, meine theuerste Emilie, bedrohet mich, wie ich Dir zu Schlusse dieses Schreibens nach langem Zögern nicht mehr verbergen kann, die Nothwendigkeit einer Reise nach der Hauptstadt, wohin ich durch Verhältnisse, deren eigentlichen Zusammenhang Du schon ahnen wirst, gerissen werde. Siehe, ich sage „gerissen“ und zwar aus innerster Seele; denn der Lärm der Hauptstadt wird mein Stillleben nicht belebend unterbrechen, sondern im obigen, schmerzlichen Sinne „übertauben.“ Was kann dabei herauskommen? Ich will es Dir zum Voraus sagen: Anfangs das traurigste Gefühl moralischer Hohlleibigkeit, und aus diesem Gefühle wird sich hiernächst die innigste Sehnsucht nach dem Stillleben entwickeln, wo ich doch nur eigentlich heimisch bin.

Vielleicht ist die Sache indes noch abzuwenden. Wir werden ja sehen. Lebe wohl indes, herzlich, herzlich wohl!

(Fortsetzung folgt.)

Die kleinen Vögel und die große Liebe.

Als eben draußen einst aus ihrem Winterschlaf die Welt erwacht, geleitete ein Vater seine Kindlein zu einem kleinen Hause langsam hin und leise, daß sie all den Frieden und die Liebe, die in der gesegneten Hütte aufgebaut hatten ihren Thron, zwar belauschen, aber ja nicht stören möchten. Eine Laubhütte war's, und in dem Hüttchen eine kleine, weiche Wiege — das Nestlein eines Vogels. Ihre zarten Flügel breitete Mutterliebe d'rüber hin, und freute sich der gleichen Liebe ihres Gatten, der auf einem kleinen, grünen Sammtessel neben ihr von seiner Liebe und Treue sang, und auch von seiner Liebe zu den Kindlein, welche noch nicht alle an's Pfortchen des Lebens gepickt, o, der Gattin Lieblingslied. Und das kleine Publikum in dem Familientheater verwunderte sich sehr, daß solche sel'ge Häuslichkeit, gleich wie in seinem größeren Vaterhause, auch hier gefunden ward.

D'rauf kehrten zwar die Kindlein willig heim; doch baten sie den Vater, ihnen zu versprechen, daß er sie zu diesem kleinen, frohen, häuslichen Kreise bald wieder führen wolle. Und der Vater sagt' es zu, wenn sie die Familie nie allein besuchen würden; weil den Junggesellen ohne ihn das Elternpaar nicht trauen möchte.

Doch horch, über Nacht da brauset der Sturm, und der Herr donnert im Himmel, und es schneit in die Blüthen und nieder fährt die zerschmetternde Schloße. Da riefen die Kleinen dem Vater: „Ach Vater, die Vöglein!“ Am nächsten Morgen aber zogen sie ihn fort zu ihnen hin. Sieh', und ihre zarten Flügel breitete, wie gestern, Mutterliebe darüber hin; doch die klaren, treuen Neuglein, die weit offen, weit nach Hülfe späheten, der Hagel hat sie zugebrückt; die Mutter war erschlagen.

Ihr Wiegenlied, es ist verstummt;
Der Käfer hat sie wach gesummt,
Die Kleinen;
Wie sie weinen!
Und holt der Vater täglich Brot,
So leiden, ach, sie doppelt Noth —
Sie liegen nackt alleine
Im glüh'nden Sonnenscheine;

Wenn niederströmt des Regens Fluth,
Vergeht den Frierenden der Muth;
Kuckuck!
Kuckuck!
O, Hülfe, welche Noth,
Nun gar umflattert sie der Tod.
Der Kuckuck naht,
Herodes naht!

Da weinten auch die Kindlein, die das Trauerhaus gefunden hatten, denn sie mochten wohl hieran gedenken. Allein der fromme Vater tröstete und sprach: Der Vater, der selbst dieses kleine Mutterherz zum Heiligthume weihte solcher Liebe, getreu bis an den Tod, wie groß muß dessen Liebe seyn, wie wunderbar; wie leicht muß ihm es werden, den Verwaisten nun selber zu geben, was ihnen Mutterliebe nicht mehr geben kann!

F. Siegeler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz.

Am 12. Juni 1838.

Ich könnte heute schon über unsere große Kunstausstellung, die bereits acht Tage eröffnet ist und an Zahl alle früheren Ausstellungen übertrifft (es sind bereits mehr als 300 Gemälde ausgestellt) zu Ihnen reden. Da jedoch täglich neue Zusendungen kommen, und ein längeres Beschauen dieser reichen Ausstellung nöthig ist, um ein Urtheil zu fällen, so verschiebe ich einen ins Spezielle eingehenden Bericht noch einige Zeit. Doch kann ich Einiges mit dieser Ausstellung in Verbindung stehende nicht unerwähnt lassen, und ich bediene mich dazu einer vom Vereins-Vorstande ausgegangenen Anzeige, die beachtenswerth ist. In Betreff der Zeit ist zu bemerken, daß die Ausstellung eigentlich, dem vom rheinischen Kunstverband festgesetzten Turnus gemäß, erst im August Statt haben sollte, da der Monat Juni für Karlsruhe bestimmt war. Man hat aber von dorten eine Abänderung verlangt. Das Ersuchen des Karlsruher Kunstvereins-Vorstandes war (wie sich die Anzeige ausdrückt) mit Gründen belegt, welche nicht unbeachtet bleiben konnten, ohne die Rücksichten zu verletzen, welche wir einem mit uns verbundenen Institute schulden, und deren Beachtung gegen uns, bei gleichen Umständen, zugesagt ward. Auch leidet darunter unser Interesse keineswegs, vielmehr bietet die Abänderung unter andern den Vortheil, daß im Monat Juni der Andrang von Fremden hier größer ist als im August, und daß unsere Ausstellung die zweite statt die vierte im Turnus ist, woraus folgt, daß wir früher im Besitze der eingesandten Kunstwerke seyn und eine desto größere Auswahl für den Ankauf haben werden. — Was den Ankauf von Gemälden betrifft — so fährt die Anzeige ohngefähr fort — so mahnt die Berührung dieses Punktes unfreundlich an die Beschränktheit unserer pecuniären Mittel, und wir bedauern, daß unser Kunstverein im Publikum in dieser Hinsicht nicht die erforderliche Unterstützung findet, obgleich dessen seitheriges Wirken ein vielfach nütliches war. (Ich muß hier einschalten, daß unser Verein kaum 200 Mitglieder zählt, während er mit Leichtigkeit das Dreifache zählen könnte, und also seine Mittel dreifach vermehren, wenn in so fern mit den Statuten eine Veränderung vorgenommen würde, daß man es den Kunstfreunden nicht verleihe, durch die Formalitäten der Ballotage den Eintritt in den Verein zu erlangen, eine

Einrichtung, die ihr Gutes haben mag, die aber den materiellen Kräften des Vereins stets im Wege seyn wird, da es unsere Bewohner nicht lieben, einer Censur ausgesetzt zu seyn, um Beiträge zu einem allerdings nützlichen Vereine geben zu dürfen!) Der statutenmäßige Zweck des Vereins ist — heißt es weiter — den Sinn und die Liebe für Kunst und Literatur zu fördern. Diesen Zweck zu erreichen, war der Verein stets unablässig bemüht. Manch schlummerndes Talent wurde geweckt, mancher Künstler, durch Ungunst äußerer Verhältnisse in seinem Aufstreben gehemmt, wurde unterstützt. Zahlreiche Kunstwerke, durch den Verein selbst und die durch ihn veranlaßten Verlosungen erworben, zieren das Vereinslokal und die Wohnungen der Privaten, und es darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Idee zu dem Gutenbergmonumente vom Vereine ausgegangen, durch seine Vermittelung verbessert worden ist, wodurch das Andenken an ein weltgeschichtliches Ereigniß auf eine Weise gefeiert wurde, welche durch ganz Europa den Ruf unserer Stadt verherrlicht hat. Nicht minder wurde im Gebiete der Literatur geleistet, und eine große Reihe von Vorträgen aus dem Fache der schönen Wissenschaften gewährten stets den Besuchenden Unterhaltung und Belehrung. Selbst auch in die Entfernung erstreckte sich fördernd die Wirksamkeit des Vereins; denn mehreren angehenden Künstlern hat er durch sein Fürwort die Thüren einflußreicher Personen geöffnet und dadurch ihr Fortkommen in der Fremde erleichtert. Und dennoch lächelt uns die Gunst des Publikums nicht in dem Maße, wie es seyn sollte, was wir bei den Gemälde-Einkäufen schmerzlich empfinden! Woher solches Mißverhältniß, das um so mehr befremdet, als der Vermögensstand der Stadt, sowie die Bildung und der heitere Sinn der Bewohner, welcher für die Schöpfungen der Kunst so empfänglich macht, diesem geradezu entgegen sind? Stünde nicht zu erwarten, daß nach Kenntnißnahme der speziellen Sachlage, noch viele unserer Bewohner den Beitritt zum Vereine als einen Tribut ansehen werden, welche ihre Bildung, ihre Stellung im geselligen Leben und selbst das öffentliche Wesen von ihnen fordert? — Man sieht, der Vereins-Vorstand glaubte bei Gelegenheit dieser großen Ausstellung den Bewohnern zu Herzen reden zu müssen, und sie zu lebhafterer Theilnahme an der Wirksamkeit des Vereins aufzufordern. Die Zeit zu dieser Aufforderung war nicht ungünstig; wir wollen hoffen, daß sie ihren Zweck nicht verfehlt. —

(Fortsetzung folgt.)